

Vierteljähriger Abonnementspreis im Bereiche von ganz Bayern nur 20 kr., ohne irgend einen weiteren Post-Ausschlag. Auch von Nicht-Abonnenten der Postzeitung werden Bestellungen angenommen.

Sonntags-Beiblatt

zur

Mugsburger Postzeitung.

Nach durch den Buchhandel können diese Blätter bezogen werden. Der Preis beträgt wie bei dem Bezug durch die Post, jährlich 1 fl. 20 fr.

Neunter Jahrgang.

N^o: 49.

9. December 1849.

Blumen aus dem Christgarten des heiligen Bernardus. (Fortsetzung.)

100. Heimsuchung Gottes.

Wer, glaubst du, ist unter uns so wachsam und aufmerksam auf die Zeit der Heimsuchung, wer späht in jedem Augenblicke so nach der Ankunft des Bräutigams, „daß wenn er kommt und anklopft, er ihm sogleich aufmache?“ Wenn ich also entweder von Außen durch einen Menschen oder von Innen durch Gottes Geist ermahnt werde, die Gerechtigkeit zu bewahren, so soll mir ein solch heilsamer Rath ein Vorbote seyn der bevorstehenden Ankunft des Bräutigams und eine Vorbereitung zum würdigen Empfange des himmlischen Besuchers. Jeder Antriebe zur Tugend soll mir also ein Zeichen der Heimsuchung meiner Seele von Seite Gottes seyn.

101. Herz.

Gott, vor dem nicht verborgen bleibt, was Unerlaubtes begangen wird, sucht nicht Weichlichkeit der Stimme, sondern Reinigkeit des Herzens. Denn während der Sängers durch seine Stimme das Volk verweicht, ergrünt er Gott durch seine Sitten.

Ich glaube, daß die Witten des Herzens in drei Dingen bestehen, und ich sehe nicht, was ein Andernwähler außer diesen fordern soll. Zwei gehören dieser Zeit an, nämlich die Güter des Leibes und der Seele, das dritte ist die Glückseligkeit des ewigen Lebens. Wundere dich nicht, daß ich sagte, auch die Güter des Leibes müssen wir von Gott verlangen, denn sein sind sowohl die leiblichen als geistlichen Güter. Von ihm also müssen wir erbitten und hoffen, daß wir in seinem Dienste aushalten können. Doch müssen wir für die Bedürfnisse der Seele öfter und eifriger beten, d. i., um Erlangung der Gnade Gottes und der Tugenden der Seele. So müssen wir auch um das ewige Leben mit aller Andacht und mit ganzem Verlangen beten, wo volle und vollkommene Glückseligkeit sowohl des Leibes als der Seele ist. In diesen drei Dingen, damit sie Witten des Herzens sind, ist Dreierlei zu beobachten. Denn im ersten pflegt sich das Uebermaß, im zweiten die Unlauterkeit und im dritten die Erhebung des Stolzes bisweilen einzuschleichen.

Auf dreifache Weise kommt vom Herzen das Leben. Entweder weil man mit dem Herzen glaubt zur Gerechtigkeit, und der Gerechtigkeit aus dem Glauben lebt, und mit reinem Herzen Gott geschaut wird. Oder weil Christus unser Leben, der jetzt durch den Glauben in unsern Herzen wohnt, auch mit uns seyn wird, und wir mit ihm erscheinen werden in seiner Herrlichkeit. Und der jetzt im Herzen verborgen ist, wird dann hervortreten vom Herzen in den Leib, welchen er umgestalten wird nach dem Leibe seiner Herrlichkeit.

Nichts ist flüchtiger in mir, als mein Herz, das so oft Gott beleidiget, als es mich verläßt und in böse Gedanken verfällt. Mein Herz ist eitel, mein Herz ist unsät, mein Herz ist unerforschlich. Während es von seiner Willkür geleitet wird, fehlt ihm Gottes Rath. In mir kann es nicht feststehen, sondern beweglicher als alles Bewegliche wird es ins Unendliche gezogen, und durchläuft bald da bald dort Unzähliges; und während es durch Verschiedenheit und Abwechslung Ruhe sucht, findet es keine Ruhe, sondern ist elend im Abwachen, es bleibt leer von der Ruhe, stimmt mit sich nicht überein, tönt falsch, springt von sich ab: es ändert die Willensmeinungen, vertauscht das Vorgenommene, erbaut Neues, vernichtet Altes, und baut das Vernichtete wieder auf. Dasselbe ändert und ordnet wieder auf andere Art, weil es will und nicht will, „und nimmer bleibet in einem Stand.“ Denn gleichwie eine Mühle sich rasch dreht und nichts ausschlägt, sondern mahlt, was ausgeschüttet wird, und gleich-

wie die Mühle sich selbst anreibt, wenn nichts ausgeschüttet wird: so ist mein Herz in beständiger Bewegung, und ruht niemals, sondern ich mag schlafen oder wachen, träumt und denkt es, was ihm vorkommt. Und gleichwie der ausgeschüttete Sand die Mühle zerstört, das Bech sie beschmutzt, die Spreu ihr zu schaffern gibt: so verwirrt mein Herz ein bitterer Gedanke, ein unreiner besticht es, ein eitler beunruhigt und müdet es ab. So wird auch mein Herz, wenn es sich nicht stümmert um die zukünftige Freude, und Gottes Hilfe nicht sucht, von der Liebe zum Himmlischen entfernt und zur Liebe des Irdischen hingezogen. Und während es von Jenem ab und zu Diesem hinfällt, nimmt es die Eitelkeit ein, plagt es die Neugierde, verlockt es die Begierlichkeit, verführt es die Lust, beschmutzt es die Ausschweifung, peinigt es der Neid, verwirrt es der Zorn, freuziget es die Traurigkeit: und so wird es durch bedauerliche Fälle hineingetrieben in den Strudel aller Laster, weil es den Einen Gott, der ihm genügend gewesen wäre, verlassen hat: durch Allerlei wird es zerstreut, und es sucht da und dort ein Ruheplätzchen, und es findet nicht, was ihm genügen könnte, bis es zu ihm zurückkehrt: von Gedanken kommt es zu Gedanken, und durch verschiedene Leidenschaften wird es verändert, damit es wenigstens mit Verschiedenheit dieser Dinge angefüllt werde, durch deren Beschaffenheit es nicht gesättigt werden kann, und so verfällt es in Elend, da es sich der göttlichen Gnade entzogen hat. Wenn es nun zu sich zurückkehrt und unterjucht, was es gedacht, findet es nichts, weil es keine That, sondern nur ein Gedanke war, der Vieles aus nichts zusammensetzt. So täuscht die Einbildung, welcher die List der bösen Geister eine Gestalt gibt.

Welches Herz ist ein hartes? Das allein ist ein hartes Herz, das sich vor sich selbst nicht fürchtet, weil es sich nicht fühlt, das durch keine Reue zerrissen, durch keine Frömmigkeit erweicht wird, das durch Bitten nicht gerührt wird, den Drohungen nicht nachgibt, durch Schläge verhärtet wird. Es ist undankbar für die Wohlthaten, mißtrauisch gegen guten Rath, streng im Urtheilen, schamlos bei Schändlichkeiten, furdtlos in Gefahren, unmeniglich gegen Menschliches, verwegen gegen Göttliches: es vergißt das Vergangene, vernachlässigt das Gegenwärtige, sieht sich nicht vor auf die Zukunft. Ihm vergeht Alles außer die ihm angethane Beleidigung: alles Gegenwärtige geht für dasselbe zu Grunde, auf die Zukunft bereitet es sich nicht, es sey denn um sich zu rächen. Und damit ich die Uebel dieses schrecklichen Uebels in Kürze zusammenfasse, ein hartes Herz fürchtet weder Gott noch den Menschen.

Die Weisheit des Herzens besteht in der Reue über die vergangenen Sünden, in der Verachtung der gegenwärtigen Bequemlichkeiten, in der Sehnsucht nach den künftigen Belohnungen. Du hast wahrlich die Weisheit gefunden, wenn du die Sünden des früheren Lebens beweinst, wenn du die Wünsche dieser Welt gering achtest, wenn du mit ganzer Seele die ewige Glückseligkeit verlangst.

Es gibt ein hohes, niedriges und mittleres Herz. Der Prophet sagt: „Nehmet es, ihr Ueberrreter, zu Herzen!“ Der erste Schritt eines sündigen Knechtes ist der eines niedrigen Herzens, wozu er durch das Gericht gezwungen wird. Der zweite Schritt ist der eines Tagelöhners zu einem mittleren Herzen, wozu ihn Verathschlagung ruft. Der dritte der eines Sohnes zu einem hohen Herzen, zu dem er erhoben wird durch Verlangen: und dann wird Gott über das Herz erhöht, damit er durch Zuneigung und Liebe begehrt werde, da er durch den Verstand nicht begriffen werden kann.

102. Heuchelei.

Mit doppelter Reue werden die Heuchler zermalmt, wenn sie sich sowohl hier wegen zeitlichen Ruhmes in der Zeit zu Boden werfen, als auch in der Zukunft wegen des innern Stolzes zu den ewigen Strafen

geschleppt werden. Denn was hat der Stolz zu thun unter den Windeln der Demuth Jesu? Nichts hat die menschliche Bosheit zu ihrer Bedeutung, wenn sie nicht eingewickelt ist in die Kindheit des Erlösers.

Der Heuchler sucht mehr Besondere und Ungewöhnliches, damit er den Brand der Eingenommenheit von sich ausbreite. Diese Leidenschaft entfernt von Christus, und der Heuchler erfreut sich durch eitle Günstbezeugungen. Sein Gemüth wird gestreichelt nicht durch das Zeugniß des eigenen guten Bewußtseyns, sondern durch Schmeicheleien. Die Traurigkeit der Heuchler ist nicht im Herzen, sondern am Gesichte. „Denn sie entstellen ihre Angesichter, damit die Menschen sehen, daß sie fasten.“

Durch jeden Stand der Kirche kriecht heutigen Tages die faulende Schwindsucht der Heuchelei, und je verbreiteter sie ist, desto verzweifelter, und je tiefer sie steckt, desto gefährlicher ist sie. Wenn sie als offener Keher aufstehe, würde sie hinausgeworfen werden und verdorren, und wenn sie ein gewaltsamer Feind wäre, könnte man sich vielleicht vor ihm vertheidigen. Wer wird sie aber hinauswerfen, und wer kann sich vor ihr vertheidigen? Alle sind Freunde, und alle Feinde, alle Anverwandte, und alle Gegner, alle sind treue Hausgenossen, und alle widerwärtig, alle sind Christen, und alle suchen das Ihre, nicht was Christi ist. Einst wurde es vorhergesagt, und jetzt hat es sich erfüllt: „Siehe, meine bitterste Bitterkeit ist mir zum Frieden geworden.“ Bitter war der Tod der Martyrer, bitter die Verfolgung der Häretiker, aber am bittersten sind die Sitten der Hausgenossen.

Die Heuchler sind Schafe in der Kleidung, Füchse in der Schlaueit, Wölfe in der That und Grausamkeit. Diese sind es, welche gut scheinen wollen, nicht seyn: böse wollen sie nicht scheinen, aber seyn. Böse sind sie und gut wollen sie scheinen. Denn immer hat offene Bosheit weniger geschadet, und niemals ist ein Guter verführt worden außer durch den Schein des Guten. Daher also geben sie sich Mühe gut zu scheinen zum Uebel der Guten; böse wollen sie nicht scheinen, damit sie um so mehr ihre Bosheit ausüben können. Denn ihnen liegt daran, nicht die Tugenden zu ehren, sondern den Lastern den Anstrich der Tugenden zu geben.

103. H i m m e l.

Wahr und einzig ist nur die himmlische Freude, weil sie nicht von einem Geschöpfe, sondern vom Schöpfer selbst gegeben wird. Im Vergleiche mit ihr ist alle andere Annehmlichkeit Trauer, alle Süßigkeit Schmerz und Bitterkeit, alle Schönheit Häßlichkeit, alles Vergnügen Last und Mißbehagen. Dort werden wir lieben ohne Noth, sehen ohne Grenzen, beisammen leben ohne Sünde und Leiden. In der Stadt des Himmels ist der Vater der Tempel, der Sohn dessen Leuchte, der heilige Geist die Liebe, und die Engel sind die Bürger. Dort steht die Sonne still, der Schatten ist vertrieben, die Sümpfe sind ausgetrocknet, der üble Geruch hat aufgehört, und der mildeste Sommer erfreut die Glückseligen.

Der Fürst Hohenlohe. *)

Stizirte Biographien von Alexander Leopold Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Bischof zu Sardeca u. finden sich in jedem Conversationslexicon; es soll auch hier keine Biographie des selig Verbliebenen abgefaßt werden; es ist nur auf einige Reminiscenzen über die letzten Lebendtage des Fürsten abgesehen. Dieß zu thun, findet sich der Berichterstatter um so mehr bewogen, weil er mehrere Jahre hindurch den Mann persönlich gekannt hat, und mit ihm in Briefwechsel gestanden ist. Auch über seine Gebetheilungen, wegen welchen er vielfältig geschmäht und auch verfolgt worden ist, soll hier nicht weiter geredet, höchstens nur einige Worte darüber angeführt werden, welche der Fürst in jüngster Zeit selbst über diesen Gegenstand gesprochen. Thatsachen der auffallendsten Art, die in dieser Beziehung sehr oft durch Vermittlung des Fürsten geschehen sind, werden von Zeugen aller Farben und alles Glaubens und Unglaubens bestätigt — nur die Ansichten darüber sind verschieden. Die Einen schreiben die geschehenen Heilungen der Kraft des Gebetes und des Vertrauens zu, die Andern helfen sich mit dem gewöhnlichen Nothschild gegen alle wunderbaren Ereignisse, und lassen dieselben aus magnetischen Kräften geschehen, und wieder Andere sagen: es sey schwer, darüber ein Urtheil zu fällen, man wisse eben nicht, was man davon halten solle. Daß Heilungen durch Gebet möglich und wirklich seyen, wird Niemand abstreiten, der ein Katholik ist, oder überhaupt noch auf positivem christlichen Boden

steht; wie es sich mit den Heilungen des Fürsten Hohenlohe verhalten habe, darüber mögen Augenzeugen sprechen, deren doch unter Katholiken und Protestanten genug vorhanden sind. Hier soll nur eine skizzirte Charakterisierung Hohenlohes entworfen werden — wie sich diese aus dem Verkehr mit dem Seligen selbst, in den letzten Jahren, als subjective Ansicht gebildet.

Hohenlohe war einer von jenen Menschen, von denen man sich, kennt man sie vom Hörensagen, ein ganz anderes Bild entwirft, als das wirkliche. Er war mittlerer Größe, ziemlich stark und muskulös gebaut, sein Gesicht voll und gesund, in seinen Augen lag ein eigenthümlicher Zauber, es war in ihnen zu lesen, daß er kein gewöhnlicher Mensch sey. Seit Benehmen gegen Jedermann konnte man durchaus nicht Herablassung nennen, es war angeborne Milde, eine so recht vom Herzen kommende aufrichtige Leutseligkeit. Selbst ein Demokrat vom reinsten Wasser hätte Hohenlohe den Fürsten verziehen. Wer je mit ihm in Verkehr gestanden, wird bezeugen, daß im gesellschaftlichen Leben: Abgeschlossenheit, Härte, Intoleranz oder irgend eine Eigenschaft, wie sie Bisthümern zugeschrieben werden, und wie man sie auch ihm in öffentlichen Blättern nicht selten hinaufwarf — durchaus nicht seine Sache gewesen. Sein Verkehr mit Geistlichen, und mochten sie selbst der „untersten Stufe“ angehören, ist wahrhaft brüderlich gewesen, und mancher Emporkömmling, der als Fürst vom (Kanzlei-) Himmel herabgefallen ist, hätte sich hierin an dem gebornen Fürsten ein heilsames Exempel nehmen können. Hohenlohe war auch heiter, ein Scherz zu rechter Zeit ihm stets willkommen, und Däherheit an ihm nie bemerkbar. Seinen Pflichten als Briefträger kam er getreulich nach; er ist in der That, ohne Ostentation, ein Mann des Gebetes gewesen. Er predigte mit dem segnesten Erfolge, spendete die heiligen Sacramente, und besuchte besonders Arme, zu denen er nicht selten berufen wurde; er war auch mit klingender Hilfe sehr bereit; was seinen Feinden, wenn sie es auch dem Naturmagnetismus zuschreiben wollten — nicht leicht werden dürfte. „Bei mir wird nicht viel zu finden seyn, wenn ich einmal sterbe,“ pflegte er öfter zu sagen; und über Geistliche, welche Geld aufhäufen, äußerte er sich auf sehr bittere Weise. Er besaß in der That keine gewöhnlichen geistigen Anlagen — leider war der Zustand der theologischen Lehranstalten zur Zeit seiner Studienjahre nicht besonders geeignet, diese Gaben zu pflegen und auszubilden. Als Mann der Wissenschaft zu gelten, präntirte er niemals, er mußte aber Wissenschaft zu schätzen, wo er sie vorfand. Die erste Gabe (welche gewiß von hohem stillen Charakter zeigt) auch andere anzuerkennen, und sich nicht allein für klug zu halten, ist ihm gewiß eigen gewesen. Die Bureaukratie haßte ihn, dafür trug er aber auch nichts weniger als — Liebe für dieselbe in seinem Herzen. In seinen Briefen warf er die besten Gedanken hin. In der Politik wußte er oft den Nagel auf den Kopf zu treffen. In einem Tagebuch, das er ungefähr vor fünf Jahren über politische Vorgänge in Ungarn geschrieben, sind so klare Ansichten und so sichere Zeichnungen der nächsten Zukunft, wie sie nur ein geistig begabter Mensch zu entwerfen fähig ist. Manches, was eingetroffen, hätte man zu jener Zeit in Ungarn für Phantasterei gehalten. Solche Gedanken waren auch in seinen Briefen, deren ich noch einige besitze. In einem (vom 19. Juli 1845) sagt er: „Das politische Welttrud ist in der Schmiere stecken geblieben, und Niemand weiß es herauszugiehen. Wenn es einmal dahin kommt, daß auf einer Seite der Luxus zu viel, auf der andern der Brodkorb noch mehreren zu hoch gestellt wird, dann geht's schlecht. Man baut am Thurm Babel gewaltig, und der Handlanger sind Unzahl, die da klopfen und hämmern, denique infinitus est numerus stultorum. Ich glaube in der himmlischen Apotheke des Allmächtigen wird für die Menschheit eine Arznei bereitet, welche bitter ausfallen wird, aber von uns allen in jedem Stande eingenommen werden muß.“ Ueber verschiedene Maßnahmen der Regierung in Ungarn schließt er eine Kritik folgendermaßen (15. Nov. 1846): „Schon gut, nur so weiter, wir werden schon dahin kommen, wo der Teufel mit der großen Paßgeige uns vorspielen wird.“ In einem Schreiben ähnlichen Inhaltes über ungarische Zustände aus Großwardein (vom 5. Dec. 1846) heißt es: „Die Lumperei als Vortrab höllischer Gewalt gewinnt bei uns immer mehr Boden. Die Blindheit von Oben ist in bedauerlichem Zunehmen. Ich wünsche es gewiß nicht, was ich kommen sehe, aber es kommt doch. Ungarn wird eine furchtbare Blutsühnung, ein rechtes Blutbad durchmachen müssen, und wer weiß, ob es auch dann noch besser wird! Auf unsern Herrgott und die Kirche hält man gar nichts; desto mehr auf den Geldbeutel; wer den Leuten die Wahrheit sagt, ist ein Narr — Oesterreich wird es schon noch sehen, was es an denen hat, auf die es am meisten vertraut. Ich muß Ihnen sagen, ich habe mir schon genug erlebt, mir wird es schon zu viel. Eine wahre miseria da herunten; wer

*) Aus der Wiener Kirchenzeitung, von Seb. Brunner.

kann mir den Wunsch verargen, wenn ich gerne wo anders wäre; indessen Gott wird thun, was am besten ist.“ Nachdem er die Vorfälle in einigen Diöcesen geschildert (Brief vom 21. Jänner 1846), schließt er: „Das Sursum corda will nicht recht voran beim Klerus, und die Domini episcopi wollen gerne als dominantes in clero auftreten, und das allein thut nicht gut, macht Erbitterung, und mindert die Liebe gewaltig.“ Sämmtliche Briefe sind aus Großwardin datirt, bisweilen heißt es auch: Scripsi in eremo (wahrscheinlich in einem Sommerhause). Politische Betrachtungen pflegte er mit notus a calamo zu unterschreiben. Seine Schrift war sehr deutlich und markirt, wer sie einmal sah, konnte sie nie mehr verkennen. Solche politische Crayonskizzen, wie die angeführten, kehrten in seinen Briefen öfter wieder.

Im October 1849 begab sich der Fürst von Junsbrunn nach Wien. Schreiber dieses wußte nichts von seiner Anfunft; konnte ihn also auch nicht besuchen. Er kam nun zu selbem Gesahen. Da stellte es sich gleich beim ersten Anblick heraus, wie der Fürst völlig zusammengebrochen war, in seinem Gesichte prägte sich die Krankheit nicht aus, aber die gebeugte Gestalt und das schwere Athemholen deutete auf die innere organische Zerrüttung. Er klagte nur über Athemlosigkeit — schien aber sonst in seinem Zustande keine Gefahr zu sehen, oder sprach wenigstens nichts davon. Nachdem er eine Zeit lang geredet, schien er seine vorige Heiterkeit wieder zu gewinnen; aber es hatte keinen Halt. Er sprach dann vom Tode, der allen eilen Bestrebungen des Menschen auf einmal ein Ende mache; ohne aber im mindesten auf seinen so nahen Tod hinzudeuten. Er schloß seine Bemerkung mit den Worten: „Es ist doch eine Schmach, eine rechte Demüthigung für den Menschen, so daliegen zu müssen, und wenn Jemand herumsteht, diesen ein Gegenstand des Bedauerns, vielleicht auch des Gels zu seyn, und sich nicht rühren zu können — ich habe das recht oft gesehen, und es war mir immer von Nutzen!“ Während des Speisens zeigte der Fürst momentan seine vorige Heiterkeit. Den Winter wollte er in Baden bei Wien verleben. „Nach Großwardin komme ich nicht mehr, wiederholte er einige Male, geht's wie's geht, so oder so.“ Von Baden aus kam er noch einmal nach Wien, er besuchte den Berichterstatter wieder (es war zum letzten Mal) und trug ihm an, wenn selber Zeit habe, möge er ein paar Stunden mit ihm zubringen. Die Krankheit war bedeutend fortgeschritten, ihr unaufhaltsamer Gang in der ganzen Gestalt und Haltung ausgeprägt, trotz der Versicherung eines renommirten Arztes, daß das ganze Uebel von seiner Bedeutung sey. Er kam auf seine Heilungen zu sprechen und äußerte sich darüber unter Anderm: „Da sagen sie immer Magnetismus, Magnetismus, als ob der Magnetismus nicht auch bei Glauben und vertrauendem Gebet ein Mittel in der Hand Gottes seyn könnte. Haben wir nicht bei jedem Sacrament ein sichtbares Zeichen, und was Gut der Herr oft gethan, hat er nicht Kranke berührt u. s. w., wäre da nicht auch schon sein Wille genug gewesen?“

Erhe wir die Wohnung verlassen, wiederholte er seine Einladung zum Besuche nach Baden, und setzte hinzu: „Sie müssen aber gewiß kommen, ich habe ihnen was zu sagen, aber gewiß, kommen sie nicht zu spät — aber — sie kommen zu spät!“ Es war im Ton dieser präcis ausgesprochenen Worte was eigenthümlich Behmüthiges gelegen. Wir fuhren in die Stadt, das Sprechen im Wagen kam ihm hart an, er war auch sehr schwer zu verstehen. Mehrere seiner Verwandten speisten bei ihm. Er redete sehr wenig, sein Antlitz trug das Gepräge des Schmerzes. Beim Abschied wiederholte er, auf den Besuch nicht zu vergessen. Als Schreiber dieses kommende Woche (8. November) nach Baden kam, hieß es bei den Händlanten im Sauerhof: Der Fürst sey schon sehr krank, und man verweise an seinem Aufkommen; er habe sich nach Wöslau begeben. In Wöslau (Eine Stunde von Baden entfernt) ist ein Schloß des Grafen Fries. Die Mutter des jetzigen Besitzers war eine Schwester des Fürsten. Die Mutter des Fürsten liegt dort in der Familiengruft begraben. Am 28. November 1836 — als der Fürst seine Mutter einsagete, sprach er beim Grabe: „Auch ich will einst hier begraben werden neben dem Leichnam meiner seligen Mutter.“ Es fügte sich, daß er auch an demselben Orte starb. Ich mußte Geschäftehalber mit dem nächsten Eisenbahnzug wieder nach Wien gehen, konnte also den Fürsten nicht sehen. Am 13. Nov. begab ich mich nach Wöslau. Dort angekommen, hieß es schon im Hausflur: der Fürst sey im Sterben. Der Franciscanerprovincial P. Peter hatte ihm zwei Tage früher, als er noch bei Bewußtseyn und der Sprache mächtig war, die heil. Sacramente spendet, die er mit großer Fassung und Ergebung empfing. Die Krankheit des Fürsten wurde für eine Brustwasser sucht gehalten. Er lag, tief und schwer Athem holend, auf seinem Lager, die Augen geschlossen; doch scheint er das, was die Umgebung sprach, gehört und verstanden zu haben. Er versuchte bisweilen mit der Hand das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne zu machen, die Hand war aber schon halb gelähmt. Am Allerseelentage wollte er noch in Gains-

fahn (wohin Wöslau eingepfarrt ist) die heilige Messe lesen; fand sich aber, als er schon in der Sakristei sich ankleiden wollte, zu schwach; er wohnte nun zum letzten Male dem Messopfer bei. Am Sonntag vor seinem Tode beklagte er sich des vernachlässigten Besuches wegen in den Worten: „Der B. ist auch so wie alle Andern, er hat auf mich vergessen und kommt nicht.“ Als seine Nichte, die Baroness D., ihn in seinen Leiden mit den Worten beruhigen wollte: „Es ist nur ein Fieber, und wird vorübergehen,“ erwiderte er: „Ja, ja — ein Fieber in die Ewigkeit!“ Nachdem er diese Worte gesprochen, verlor er die Nacht zu reden, scheint aber, wie schon oben bemerkt worden, gehört zu haben, was um ihn vorging. Es war ein eigenthümlicher, ergreifender Anblick. Das Sterbelager des Fürsten stand im Zimmer eines der Familie Pereira gehörigen Sommerhauses. Aus den hohen, breiten Fenstern strömte das volle Licht herein. Eben streifte der Frost noch die letzten vergilbten Blätter von den Baumkronen. Das Haus zu sommerlicher Luft bestimmt — in alle Trauer des Spätherbstes umgeschaffen. Auch vom Lebensbaume des Fürsten fiel Blatt um Blatt mit jedem Athemzuge. Unvergeßlich wird mir das Gespräch seyn, was ich im Zimmer nebenan mit dem edlen, großherzigen Bischof Szanislöß geführt, einem Manne, der mehr als einmal schon den Beweis geliefert hat, daß er das Streben nach dem Reiche Gottes höher stellt, als den Ruf nach zeitlicher Ehre und irdischen Gütern. Um 3 Uhr begab ich mich zum letzten Male zum Schmerzenslager — der Zustand des Leidenden hatte sich seit Vormittag sichtlich verschlimmert. Am 14. November Morgens um 1 Uhr begann das letzte Todesringen. Eine Viertelstunde darnach war er verschieden. Das Begräbniß erfolgte am 17. November um 9 Uhr Vormittags, am Tage, wo die Kirche das Fest des heiligen Bischofs Gregorius Thaumurgus feiert. Den Leichenzug begleitete außer dem Klerus der Umgegend der frühere Kanzler des Königreichs Ungarn, Graf Neovity, nebst andern Verwandten des selig Verbliebenen. Die Einsegnung geschah durch den Bischof von Serbien in part. und Canonicus von Großwardin, Franz Szanislöß (bekannt als Begründer der ungarischen Zeitung: Religio es Névelés). S. E. der Cardinal Schwarzenberg (eben in Wien anwesend) erschien des Morgens am 17. November zu Gainsfahn, und celebrierte während des Requiems eine Seelenmesse für den Hingeshiedenen. Des Fürsten Leichnam liegt, wie er den Wunsch vor dreizehn Jahren beim Tode seiner Mutter ausgesprochen — neben dieser in der Gruft. Möge er bei Denjenigen, die ihn gekannt haben, in gutem Andenken verbleiben, der Herr aber wird ihm gewiß für die Unermüßlichkeit, mit der er das Wort Gottes verkündet, für das Vertrauen, das er im Gebete stets gehegt, und für das Almosen, das er großmüthig und liebend spendet — den ewigen Lohn nicht vorenthalten.

Eine Mission in Baden. *)

Die Nachricht, daß mit Genehmigung des hochwürdigsten Erzbischofs und seines Ordinariats in Säckingen eine Mission, und zwar die erste im bairischen Lande, abgehalten werde, trieb, wie so Viele, auch mich dort hin, um endlich einmal eine Anstalt, über welche seit einigen Jahren so viel für und wider gesprochen wird, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Allerdings reiste ich nicht hin, ohne bereits ein günstiges Vorurtheil gefaßt zu haben, theils aus den Wirkungen eines schönen christlichen Lebens, denen ich im Umgang mit den Besuchern der elsässischen Missionen so vielfältig begegnete, theils aus der Feindseligkeit, mit welcher gewisse Nichtbesucher derselben darüber eiferten. Auch hatte ich nie gezweifelt, daß unser katholisches Volk das Bedürfnis einer ersten Fußanstalt und geistlicher Uebungen tiefer empfinde, als man in manchen Hörsälen und Kanzleien zu thun oder zu glauben scheint. Aber dennoch war ich, als ich mich Säckingen näherte, erstaunt über die Schaaren von Pilgern, die von allen Seiten herbeiströmten, und das bunte Gemisch der mancherlei Trachten zeigte mir, daß sie von nahe und fern, obgleich nirgend öffentlich dazu eingeladen worden war, aus allen Gegenden des Schwarzwalbes, des Rheinthals, des Oberlandes, der Seegegend, der Schweiz und des Elßes, — aus allen Ständen, hohen wie niedern, Manche wohl 20 bis 30 Stunden weit, herbeigezogen waren. Viele fanden in dem gastlichen Städtchen kein Obdach, und mußten auf den benachbarten Dörfern übernachten. Welch ein Unterschied zwischen jetzt und vor sechs Monaten! Wohl mochten die traurigen Erfahrungen dieses Jahres auch Manche, die sonst der Lockstimme der großhätigen Menschenbeglückter gefolgt waren, enttäuscht und für den wahren Weg des Heils empfänglicher gemacht haben. Scheint es doch, daß für Viele diese Erfahrungen nothwendig waren, ehe die Abhaltung einer Mission zur Möglichkeit werden konnte!

*) Aus der (von einem Protestanten redigirten) Karlsruher Zeitung.

Ich kam gerade rechtzeitig an zum Abendgottesdienste, dessen Hauptbestandtheil eine anderthalbstündige Predigt über das jüngste Gericht war, mußte aber bei der dichten Volksmasse, welche die weiten Hallen der prachtvollen Stiftskirche*) anfüllte, es für ein Glück halten, daß ein Bekannter mir den Zutritt auf die Orgel öffnete. Wohl 5000 Menschen mochten hier versammelt seyn, und in welcher andachtsvollen Stille, in welcher gespannten, fast athemlosen Aufmerksamkeit!

Einfach und schmucklos war das Innere der Kirche. In der Mitte stand auf erhabenem Piedestal der silberne Sarg mit den Reliquien des heiligen Fridolin, des ersten Glaubensboten jener Gegend, der vor fast vierzehn Jahrhunderten das Kreuz dort aufpflanzte. In der Wölbung des Chors hing ein großes, lichtstrahlendes Kreuz mit der einfachen Inschrift: Im Kreuze ist Heil. So war Auge und Herz durch nichts Zerstreutes von dem Wichtigsten der Mission, den Predigtvorträgen, abgezogen, deren täglich 3, die erste Vormittags von 9 bis 10, die zweite Nachmittags von 2 bis 3, die dritte Abends von 7 bis 8 Uhr, abwechselnd von 6 badischen und 2 elßässischen Geistlichen gehalten wurden.

Die Morgen- und Abendpredigten behandelten die wichtigsten Heilswahrheiten: die Bestimmung und das Ende des Menschen, die Sorge für sein Seelenheil, die Furchtbarkeit und die Folgen der Sünde, den Tod, das jüngste Gericht, die Nothwendigkeit der Buße, das Heil in Christo u. Die Nachmittagspredigten, eine Art Christenlehre für das Volk, behandelten in äußerst populärer Weise die Standespflichten der Jünglinge, Jungfrauen, Eheleute, die zehn Gebote Gottes, die fünf Gebote der Kirche. Alle Vorträge bewegten sich ausschließlich innerhalb des religiösen Gebiets; von Politik auch nicht ein Wort. Die Wahrheiten waren scharf, wie ein zweischneidiges Schwert, — aber die Liebe, die sie vortrug, war das lindende Öl, und gewann die heilsam Erschütterten und Verwundeten. Davon überzeugten mich die Reichspräsidenten, die von 4 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr von Massen Wäsende so umlagert waren, daß trotz der großen Anzahl von Reichsvätern (33) viele Reichstende mehrere Tage lang harren mußten, bis sie zum Sündenbekenntnisse kamen. Ja, an einem einzigen Tage (Freitag) wurde mehr als 2200 Personen das heilige Abendmahl gereicht.

Die zahlreich anwesenden Geistlichen aus den verschiedensten Gegenden unseres Landes, auch aus dem Elsaß und der Schweiz, und ihr brüderlich einträchtiges Zusammenwirken, so wie der herzliche Anschluß des Volkes an sie, gab mir ein schönes Bild der Einheit der katholischen Kirche, die durch Schlagbäume und Gränzpfähle nicht getrennt werden kann. (Nur die aargauische Regierung soll ihren Geistlichen die Theilnahme an der Säckinger Mission verboten haben.)

Die ganze Feier war in ihrer großartigen Einfachheit höchst würdevoll, und das versammelte Volk so ernst, gesammelt, und still, selbst außerhalb des Gottesdienstes, als ob nur eine einzige Person da wäre. Da sah man die Macht der Religion, gegenüber der Nachlässigkeit so mancher bloß äußerlichen Mittel. Unter den einzelnen Feierlichkeiten während der Mission sind besonders zu erwähnen: Die Feier des Leopoldstages, wo ein feierliches Hochamt von den zahlreich Versammelten mit einem ergreifenden Gebet für den Landesvater geschlossen wurde. Sodann die Erneuerung des heiligen Taufgelübdes gegen Ende der Mission, wo Tausende auf den Knien den Eid der Treue ihrem Heilande, dem König der ewigen Herrlichkeit, mit lauter Stimme erneuerten, und kein Auge trocken blieb. Wer noch keine Mission mitgemacht, kann sich überhaupt keinen Begriff von ihren erkäunlichen Wirkungen, von der Glut der Andacht, von dem Eifer des Volkes, von so vielen auffallenden Veränderungen und Befehrungen vorher ganz verhärteter Menschen machen. Mögen sie alle nachhaltig und bleibend seyn!

Besonders die Abendstunden werden Allen unvergesslich seyn. Wenn durch die Nacht hin das majestätische Geläute von den Thürmen der Stiftskirche erkönte, sich die weiten Räume bis zum Erdrücken anfüllten, — wenn auf der Orgel weichen Tönen die Liederharmonien niederfloßen, wie Klänge aus einer höhern Welt, — wenn durch das Halbdunkel der Kirche das Kreuzeslicht wundersam dahin zitterte, und das Predigtwort die Seele im Innersten bewegte, — wenn selbst nach beendigtem Gottesdienste das Volk noch lange in Thränen für die Bedürfnisse der Kirche, der Familien u. laut betete, und in heiligen Liedern seine Sehnsucht nach dem ewigen Heimathlande dort oben ergoß, — so war Das Alles etwas so ganz Neues, nie Gesehenes, daß man die bittere Vergangenheit und die herbe

*) Der Zutritt in die Kirche war für Jedermann frei. Wer aber zur besondern Bequemlichkeit auf die Emporkirche wollte, konnte dieses gegen das Opfer einer kleinen Kerze zur Beleuchtung (der Werth einer solchen Kerze übersteigt nicht 6 fr.). A. v. Korr.

Wegewart unseres irdischen Vaterlandes vergaß, und, gezogen von dem allgemeinen Drang, einstimmte in den Ruf der Tausende: Im Kreuze ist Heil!

Die ganze Mission ging ohne die mindeste Störung vorüber; das Volk harrete aus bis zur letzten Feierlichkeit, dem Seelengottesdienste, welcher den Schluß bildete.

Am Ende der h. Mission stattete der Stadtrath und Stiftungsvorstand im Namen der Stadt, so wie der Jungfrauenbund im Namen ihrer Eltern und der gesammten Jugend den Dank ab. Das ganze katholische Baden aber darf dem würdigen Jubelgreis, dem geistlichen Rath und erzbischöflichen Decan, Stadtpfarrer Freiherrn von Widerspach im Herzen dafür danken, daß er der Erste war, der mit nicht unbedeutenden Kosten in Baden eine Mission veranstaltete, hiemit zugleich das Andenken des heiligen Fridolin, des ersten Missionärs dieser Gegend, ehrend und in den Herzen der Gläubigen erneuernd. Möge dieser schöne Anfang bald in andern Gegenden unseres Vaterlandes zur Nachfolge aneifern, und an vielen Orten Vielen zu Theil werden, was unserer Gegend zu Theil geworden! Das ist wohl der beste Weg zum wahren Fortschritt, diese Erneuerung des innern Lebens der Menschen die beste Reform. Möge zu diesem Zwecke das trefflich geschriebene, bei Wangler in Freiburg gedruckte „Andenken an die erste heilige Mission in Baden“ auch in weitem Kreise Verbreitung finden!
Ein Laie.

Norddeutsche katholische Missionen und Schulhäuser.

Katholische Zeitschriften in Deutschland machen auf den Zustand der katholischen Religion in Norddeutschland aufmerksam, und schildern sämmtlichen Katholiken deutscher Nation die dringende Nothwendigkeit, die Glaubensbrüder im Norden zu unterstützen. Die Katholiken, welche in Mitte jener protestantischen Länder sich angesiedelt haben, sind meistens Handwerker, Handwerker, Gränz- und Eisenbahnbeamte und verheiratete Soldaten. Allerdings sind nun für diese zahlreichen, zerstreuten, katholischen Christen Missionen errichtet. Allein selbst diejenigen, die in dem Umfange solcher Anstalten wohnen, sind nicht im Stande, ihre Kinder in die oft 10 Stunden weit entfernte katholische Schule zu schicken; die Uebrigen hingegen, welche außerhalb des Kreises dieser dürftigen Missionen sich befinden, entbehren nicht bloß für ihre Kinder, sondern auch für sich selbst jeder kirchlichen Hilfe. Zahlreiche katholische Kinder werden demnach in ihrem zartesten Alter in protestantische Schulen geschickt, wo sie ganz oder theilweise dem Protestantismus verfallen. „Ich kenne Missionen,“ schreibt ein Priester den historisch-politischen Blättern, „in deren auswärtigem Bezirke fünfzig, sechzig solche schulpflichtige Kinder, von katholischen Vätern erzeugt, umherlaufen ohne den Segen der Kirche; und unzerstörlich bleibt im katholischen Gemüth das Bewußtseyn dieses Segens, wenn auch nur ein Funke des Glaubens zurückgeblieben! Auch eine noch so lange Vereinzeltung und Vereinsamung hat nicht alles Glaubensleben zu Grabe getragen! Es ist mancher Vater, auch manche Wittwe, sie nahen stehend dem Hirten: „Helfen Sie, daß meinen Kindern das beste Erbtheil werde, daß ich selig, ruhig sterben kann!“ Wie sehr das thatsächliche Anschauen der protestantischen Leerheit und Zerissenheit zum verstärkten Hervortreten eines solchen Wunsches beitrage, möge hiemit nur angedeutet seyn! „Je weiter nach Norden, desto apostolischer!“

Bei solcher Gewißheit, daß hier der Same in ein gutes Erdreich fällt: welcher katholische Christ, der nur noch eine Spur von Liebe zu seinem Glauben und der Menschheit bewahrt hat, wird nicht Theilnahme für seine Brüder in Norddeutschland empfinden, und mit einem edlen Gesühle ausrufen: Es muß geholfen werden! Wessen Aufgabe ist es aber zunächst, dem Hilferuf zu antworten? Wäre dieß nicht die Aufgabe der bereits überall bestehenden katholischen Vereine im gesammten deutschen Bundesgebiet? Vor beinahe zwei Jahrhunderten war es Ferdinand Fürst von Biberbach, Bischof von Baderborn, welcher daselbst jenen reichen herrlichen Fond hinterlegte, durch den noch jetzt die norddeutschen Missionen und Missionäre bestehen. Was heut zu Tage aber die Reichen nicht mehr thun, das vermag die Kraft vieler, das vermögen Vereine, und zwar die katholischen Vereine Oesterreichs und Deutschlands! Die Vereine hätten vor Allem dafür zu sorgen, daß für einen bestimmten Bezirk in Norddeutschland an dem geeigneten Missionssorte „Missionshäuser“ eingerichtet würden. Ohne diese Anstalten, wodurch die Kinder dem katholischen Glauben erhalten werden, können die gegenwärtigen Missionen ihren Zweck nicht erfüllen.